

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 6. November 1902.

(Nachdruck verboten.)

Eine reiche Frau.

Erzählung von A. vom Lande.

Die Wittwe Hartmann stand in ihrem Laden und bediente die zahlreichen Kunden, deren Ab- und Zugang das Bimmeln der Thüriglocke eintönig begleitete. Man war kurz vor dem Pfingstfest, und das Verlangen nach Waschseife äußerst rege. Handelte es sich doch nicht nur darum, Dielen und Treppen der Bürgerhäuser blitzblank zu scheuern, nein, auch die weißen Kleider und dito Unterröcke der Frauen und Jungfrauen des Städtchens mußten ins Waschfaß, um beim Königsschießen in blendender Frische zu prangen.

Frau Rosina Hartmann war noch jung und von zierlicher, aber auch voller Gestalt. Ihre feingeschnittenen Gesichtszüge entbehrten nicht der Anmuth, und sie schaute aus großen braunen Augen sanft und freundlich in die Welt. Nach dem Urtheil des Kaufmanns, der gegenüber seinen Laden hatte, war sie ein sehr „appetitliches Weibchen“, welchen Ausdruck seine Gattin glücklicherweise nur auf den Anzug der kleinen Wittve bezog und daher immer wieder mit den Worten zurückwies:

„Wenn ich einen Seifensieder geheirathet hätte, könnte ich auch täglich eine frischgewachsene Schürze umbinden.“

„Müßtest dann aber mehr mit Kaffee und Zucker sparen, meine Liebe,“ pflegte Herr Süßmilch darauf zu antworten, worauf die Gattin meistens verstummte, denn sie liebte ein Schälchen „Seifen“ über alles.

Frau Rose bewegte sich mit wirklicher Anmuth hinter ihrem Ladentisch, und wenn sie die wohlgeformten Arme hob, (von denen sie bei der Arbeit gern die Ärmel zurückschob), um dem auf der Leiter stehenden Lehrling ein Paß Seife abzunehmen, so hätten auch verwöhntere Kenner von Frauenschönheit dem Kaufmann zugestimmt.

Ramen Kinder in den Laden, so strahlte ihnen aus Frau Roses Augen eine Fülle von Herzensgüte entgegen. Sie kannte die Kleinen fast alle beim Namen und wußte ihre Krankheitsgeschichte vom ersten mit Schmerzen errungenen Zahn, bis zu den letzten überstandenen Windpocken auswendig. Ihren freundlichen Worten pflegte sie bei besonderen Lieblingen noch einen süßen Nachdruck zu geben, indem sie in ein Schubfach griff, das mit kleinen Zuckerdüthen gefüllt war, nach denen die Kinderhände sich verlangend ausstreckten. Drei kleine Gräber wölbten sich draußen auf dem Friedhofe neben des ehrsamem Meister Hartmanns Ruhestätte und all die Mutterliebe, die in dem Herzen seiner Wittve so warm emporgekeimt war, suchte sich

bei den zappelnden und schreienden Kleinen aus ihrem Kundenkreise zu entschädigen.

„S'ist wirklich 'ne gute Frau,“ pflegten die armen Weiber zu sagen, die ihr Zehnpfennigstück auf den Ladentisch legten und dafür das sorgfältig abgewogene Stück Seife empfangen, „aber sie hat auch nicht Kind noch Regel, und unsereins schind' sich und plagt sich 's ganze Jahr mit den Wälgern 'rum.“

Heut, wo das blühende Geschäft sie so besonders in Anspruch nahm, lag über Frau Roses Wesen eine ungewohnte Unruhe. Den ganzen Tag schon hatte sie dieselbe gespürt. War es das köstliche Frühlingswetter, das ihr das Blut so kräftig durch die Adern trieb? Sie blickte oft sehnsüchtig auf die Straße hinaus; die Fliedersträucher des kleinen Vorgartens standen voller Blüten, die kurz vor dem Ausbrechen warey — sie sehnte den Schluß der Geschäftsstunden herbei, um draußen in Gottes freier Natur andere als Seifendüfte einzuathmen.

Allmählich ließ der Verkehr nach, die Mittagstunde machte sich fühlbar.

Da trat eine seltene Erscheinung in den Laden, ein sorgfältig gekleideter Herr, den Frau Hartmann mit Bewunderung begrüßte.

„Habe ich das Vergnügen, Frau Rosina Hartmann, hinterlassene Wittve des Seifensieders Theodor Hartmann, zu begrüßen?“ fragte er, ehrerbietig den Hut ziehend. Als sie bejahte, während ihre braunen Augen zaghaft in seinem Gesicht zu lesen suchten, stellte er sich vor:

„Mein Name ist Richter, ich bin erster Buchhalter bei Goldstein in St. und habe Ihnen eine angenehme, sehr angenehme Nachricht zu überbringen. Ihr verstorbener Gatte, hm — Herr Gemahl hat bei uns ein Loos der Mer Staatslotterie gespielt — das ich — merken Sie wohl auf, verehrte Frau, ich einst für ihn zu ziehen die Ehre hatte.“

Er hielt inne, wie um Frau Rose Zeit zu geben, diese wichtige Thatsache zu begreifen. Sie sah ihn erleichtert aufathmend an und lächelte ein wenig.

„Sehr freundlich von Ihnen, mein Herr. Und nun hat die Nummer wohl einen kleinen Gewinn gemacht?“

Er sah sie fast mitleidig an.

„Sawohl, einen kleinen Gewinn,“ sagte er ironisch lächelnd. „Aber,“ sich in dem Laden umsehend, „sollte dies der Ort für eine solche Mittheilung sein?“

Sie begriff, und erröthend, weil man sie auf eine Pflicht der Höflichkeit aufmerksam machen mußte, öffnete sie hastig die Thüre des kleinen Ladentübchens und schritt dem Fremden voran über die Schwelle.

Plötzlich überfiel sie eine jähe Furcht. Wie oft las man von feigen Raubmördern, die in eleganter Bekleidung ihre Opfer niederwürgten und sich dann der Kasse bemächtigten. Sie wandte den Kopf und sah ihren Gast durchdringend an. Sein pfiffig lächelndes Gesicht sah gar nicht blutdürstig aus. Beruhigt bot sie ihm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber. Er zog eine Brieftasche hervor.

„Nun,“ fragte er behaglich lächelnd, „wieviel meinen Sie wohl, daß Sie gewonnen haben?“

Sie sah erwartungsvoll zu ihm hinüber.

„Sind es 300 Mark?“

„Mehr!“

„Fünfhundert?“

„Mehr!“

„Tausend?“

„Zimmer höher.“

Sie sprang auf.

„Treiben Sie keinen Scherz mit mir, mein Herr, bitte sagen Sie mir die volle Wahrheit.“

Auch er war aufgestanden und mit feierlicher Verbeugung, wie er sie keiner Fürstin ehrfurchtsvoller hätte bezeugen können, sagte er:

„Sie haben das große Loos mit der Prämie gezogen — im Ganzen achtmalshunderttausend Mark — ohne die Abzüge selbstverständlich. — Meinen Glückwunsch, verehrte Frau!“

Sie sank sprachlos auf einen Stuhl, alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen und sie preßte die Hand aufs Herz, das nach sekundenlangem Stillstehen wild zu hämmern begann. Ihr erster Gedanke suchte den Entschlafenen. Wenn der das erlebt hätte! Was sollte sie mit dem Reichthum anfangen? Es war, als ob sich plötzlich eine Last auf sie herabsenke, ein Druck, der sie zu zermalmen drohte. Und dann zogen in eiliger Flucht lockende Bilder vor ihrem geistigen Auge vorüber, schmeichelnde Stimmen sprachen zu ihr: Du kannst es nun den Vornehmen gleichthun, in glänzender Equipage fahren, Dienerschaft halten, Dich kostbar kleiden. Und merkwürdigerweise fiel ihr zunächst ein Hut ein, den sie noch neulich im Schaufenster des großen Fußgeschäfts am Ringe gesehen hatte. Ein großer Strohhut war's mit weißen Spitzen und Straußenfedern garnirt, den könnte sie nun kaufen. Das ging alles blitzähnlich durch ihren Sinn, während sie, vor sich hinstarrend, dasaß. Richter beobachtete sie lächelnd. Diese schlichte Bürgersfrau hätte im Zimmer herumhüpfen, vor Freude lachen und weinen sollen, statt dessen saß sie still und in sich gekehrt da. Er mußte doch sehen, ob der Anblick des Geldes keine andere Wirkung bei ihr hervorrief.

„Ich bin von meinem Chef beauftragt, Ihnen einen Vorschuß in beliebiger Höhe zu dem üblichen Zinsfuße anzubieten, denn die Summe selbst wird erst in einigen Tagen zur Auszahlung gelangen. Wie viel wünschen Sie?“

Er ließ eine Anzahl blaue und braune Scheine durch die Finger gleiten.

Sie sah mit einer Mischung von Verlangen und Abneigung auf das Geld. Wieder dachte sie an den Hut, vierundzwanzig Mark sollte er kosten, sie hatte sich erkundigt. Und wenn sie den Hut hatte, so brauchte sie auch einen feinen Umhang dazu und Handschuhe. Sie rechnete schnell nach.

„Geben Sie mir hundert Mark,“ sagte sie zögernd. Er lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Hundert Mark? Köstlich! Ich habe fünftausend mitgebracht. Bitte, wenn's gefällig ist.“

Er breitete die Scheine auf den Tisch. Sein Lachen hatte ihr die Ruhe wiedergegeben. Sie wollte kein Geld voraus nehmen, das sie verzinsen mußte, so nöthig hatte sie es nicht. Ihre Er-

sparnisse lagerten in sicheren Papieren in der feuerfesten Kassette unter ihrem Bett, die konnte sie jeden Augenblick versilbern.

„Ich danke,“ sagte sie, „ich hab's mir überlegt, ich möchte keinen Vorschuß nehmen.“

Und dann, ganz ruhige Geschäftsfrau, setzte sie hinzu: „Ich habe einen guten Freund und Rathgeber hier, den Rentmeister Ehrentraut, der wird mir helfen, alles zu ordnen.“

„Ich hoffte, meinem Chef mittheilen zu können, daß Sie die Verwaltung des Vermögens in seine Hände legen werden,“ sagte Richter ganz betreten.

„Wie gesagt, ich will Herrn Ehrentraut um Rath fragen, ich werde dann Herrn Goldstein benachrichtigen.“

Richter verbeugte sich.

„Dann gestatten Sie wohl, daß ich Sie auf die Sitte aufmerksam mache — — dem Ueberbringer derartiger Nachrichten — in unserem Falle, da ich das Loos gezogen habe, dem eigentlichen Urheber Ihres Glückes — eine — —“

Sie unterbrach ihn. Ein leises Roth war in ihre Wangen gestiegen und nicht ohne Stolz hob sich das anmuthige Köpfchen.

„Ich werde natürlich auch das nicht vergessen, sobald ich das Geld in Händen habe,“ sagte sie kühl. Ihr ruhigen Haltung gegenüber wurde er unwillkürlich zaghaft. Zögernd betrachtete er ein Papier, das den Entwurf zu einer Schenkungsurkunde von — 000 Mk. enthielt.

„Vielleicht bedienen Sie sich dann später dieses Blattes, verehrte Dame.“

Sie nahm ihm den Streifen Papier aus der Hand und legte ihn zu dem Schreiben seines Chefs und der Gewinnliste, die er ihr schon vorher eingehändigt hatte.

Eine Pause entstand. Er raffte zögernd die Scheine zusammen und steckte sie in die Brieftasche. Frau Rose bedachte, daß sie dem Gaste immerhin eine Aufmerksamkeit schulde. In den Laden tretend, gab sie dem Lehrlingen einen Thaler und schickte ihn zum Kaufmann hinüber nach einer Flasche Wein und etlichen Zigarren. Und während sie zwei Gläser sauber polirte, ehe sie dieselben auf den Tisch stellte, sprach sie ruhig mit Richter. Dieser kam aus der Verwunderung nicht mehr heraus. Daß er mit seiner Botschaft die Seifeniedermittwe nicht mehr aus dem Häuschen gebracht hatte, schien ihm unerklärlich. Nachdem er Wein und Zigarren einer eingehenden Beachtung gewürdigt hatte, verabschiedete er sich von Frau Rose. Sie hatte sein Versprechen, daß er keinem Menschen von der Wendung in ihrem Schicksal erzählen werde.

Und nun war sie allein. Da zeigte sich's bald, daß ihre Ruhe gekünstelt gewesen war. Rastlose Pläne und Wünsche durchkreuzten ihr Hirn. Sie schalt sich nun, weil ihr erstes Sehnen dem Hut gegolten hatte, war sie denn so eitel, nur an Fuß zu denken? Nein, zunächst wollte sie ein stattliches Eisengitter um die Gräber ihrer Dieben und ihre eigene zukünftige Grabstätte machen lassen.

Dann spannen sich ihre Träume weiter aus. Ein Garten mit einer kleinen Laube drinnen, wie ihn Bürgermeisters vor dem Thore dre Stadt besaßen, mit Blumenbeeten, sauberen Kieswegen und Grasplätzen schien verlockend. Dort wollte sie die Frauen ihres Kreises Sonntags zu Kaffee und Kuchen zu sich versammeln und die Mühen und Anstrengungen der Woche dabei vergessen. Aber brauchte sie denn dann noch zu arbeiten? Ihr Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß sie Geschäft und Haus verkaufen und sich in dem vornehmen Stadttheil einmieten könne, um fortan ohne Plage zu leben. Bei näherer Ueberlegung schien aber auch dieser Plan ihrer thätigen Natur zu widerstreben. Nichts thun, sich von früh bis spät bedienen zu lassen, gepuzt spazieren zu gehen, Theater, Konzerte, Gesellschaften zu besuchen, das war ja wohl die Lebensaufgabe der vornehmen Damen, die

da draußen in der Willenstadt wohnten. Ja, so eine Villa! Durch einen breiten Vorgarten von der Straße getrennt, lag sie vornehm und abgeschlossen da, nur den Bekannten der Bewohner den breiten Thorweg öffnend. Wenn der neue Reichtum groß genug wäre, ihr solch' ein Eigenthum zu verschaffen! Frau Rose konnte sich keinen Begriff von den Grenzen ihres nunmehrigen Vermögens machen. Ihre Augen leuchteten bei dem Bilde, das nun vor ihre Seele trat. Sie sah einen eleganten Wagen vor dem schmiedeeisernen Gitter halten, sah sich prächtig gekleidet hineinsteigen und in die weichen Polster geschmiegt wie von Zauberkräften dahingetragen. Aber wieder kam es wie Beschämung über sie, sie erröthete vor sich selbst und ihrem oberflächlichen Sinn. Und dann bemächtigte sich ihrer ganz allmählich ein anderes starkes Gefühl, das Bewußtsein, daß sie Armen und Bedürftigen von nun an nach Herzenslust helfen dürfe. Da standen ihr die Kinder obenan. Wieviel Jammer, wieviel Elend gab es im Städtchen zu lindern. In wieviel weinende Mutteraugen, in wieviel anklagende Kinderaugen hatte sie schon geschaut. Wie oft war sie verhüllten Antlitzes vorbeigegangen, wo ihr Können nicht ausreichte.

Sie dachte wieder an ein geräumiges Haus im Grünen! Aber nicht für sich allein wollte sie es haben, nicht um damit zu prahlen und Neid zu erregen, nein, einer großen Kinderschar sollte es geöffnet werden, die sie dem Elend, dem Hunger, dem Laster entzogen hatte, um sie zu nützlichen und gesunden Menschen heranzubilden. Frau Rose hob jetzt zum ersten male die zitternden Hände zum Himmel empor, betend, daß dieses Zukunftsbild sich erfüllen möge. Zum ersten male auch begann sie zu fürchten, daß ein Verthum obwalten könne, oder daß eine feindliche Macht ihr den Reichtum entreißen werde, ehe sie ihn gekostet.

Die Kunden sahen heute Nachmittag mit Verwunderung auf die allezeit so gewissenhafte Geschäftsfrau. Hier wurde sehr reichlich gewogen, da ein Stück zugelegt, das beinahe halb so viel werth war, wie der ganze Einkauf; einmal gab sie weiße Seife, wo braune verlangt worden war und entschuldigte sich erröthend, als die Käuferin ihr Versehen bemerkte — schließlich konnte sie ihre Unruhe nicht mehr bemeistern und beschloß, den Laden eine Stunde früher zu schließen.

Da trat Kaufmann Süßmilch ein.

Länger hatte er seine Neugier nicht bezähmen können. „Darf man gratuliren?“ fragte er, forschende Blicke auf Frau Roses Gesicht richtend. Sie sah ihm erschrocken und stumm in die Augen.

„Nun, liebe Frau Nachbarin, ohne Grund haben Sie wohl nicht Wein für den stattlichen Gast holen lassen, den ich fortgehen sah. Das war doch sicher ein Freier? Uns werden Sie doch etwas so Wichtiges nicht verheimlichen wollen — wir sind ja Ihre besten Freunde!“

Seine kleinen schwarzen Neuglein bohrten sich förmlich in die ihren. Sie lachte belustigt.

„S bewahre, Gebatter Süßmilch, es war ein Geschäftsfreund meines Mannes, der mir eine Summe Geldes zu zahlen hatte“, lautete ihre diplomatische Antwort.

Er sah sie zweifelnd an — es lag über ihrem Wesen eine ungewohnte Erregung, die ihr gar nicht übel stand. Sie war wirklich eine allerliebste Frau, die kleine Wittve. Ein Seufzer hob seine Brust. Noch einige Reden hin und her und er ging so klug wie er gekommen.

Nun aber beeilte sich Frau Rose, fortzukommen. Sie rief den Werkführer, einen stämmigen jungen Mann mit blondem Bollbart, damit er ihr die Holzkläden vorlegen helfe.

„Ich will heute Abend noch ausgehen“, sagte sie freundlich. Er nickte stumm, der herrliche Frühlingsabend rechtfertigte wohl ihren Entschluß in seinen Augen.

Dann befahl die Wittve der Magd, das einfache Abendbrot hereinzubringen, um welches sich gleich darauf die Hausgenossen scharten. Auf dem weiß geschuerten Tisch, den kein Tuch bedeckte, stand hinter jedem Teller ein Krug Bier, nur der Lehrling theilte diesen Vorzug noch nicht mit seinen Vorgesetzten.

Die Meisterin saß obenan, neben ihr der Werkführer, dem sich der Altgeselle und der Lehrling angeschlossen. Ehe Frau Rose die erste Kartoffel aus der Schale nahm und den Hering zerschnitt, sprach sie ein kurzes Gebet. Die Magd hatte noch ein Laib Brot und eine Schüssel mit weißem Käse, den sie mit gehacktem Schnittlauch ansehnlich verziert hatte, auf den Tisch gebracht. Der Werkführer schnitt jedem sein Theil Brot, und nachdem das schweigsame Mahl verzehrt war, sprach die Meisterin ein Dankgebet. Mit einem kräftigen „Gute Nacht, Frau Meisterin“ verließen die Leute alsdann das Zimmer.

Während die Magd den Tisch abräumte, kleidete sich Rose um. Unwillkürlich griff sie heute zum Sonntagsstaat. Sie setzte vor dem Spiegel den Kirchenhut auf und legte das Tuch in gehörigem Faltwurf um die Schultern. Dann schritt sie zum Hause hinaus. In wenigen Minuten stand sie vor dem einstöckigen Hause, das Rentmeister Ehrentraut mit seiner Frau bewohnte. Sie klopfte an die niedere Stubenthür rechts am Eingange. Eine milde Stimme rief: „Herein!“ Der alte Mann war allein, er nahm die Pfeife aus dem Munde und begrüßte die kleine Frau, indem er ihre Rechte in seine weichen Hände nahm.

„Guten Abend, Döchterchen, was bringen Sie denn Gutes? Sie sehen ja so festlich aus.“

Er zog einen Stuhl in die Nähe seines Lehnstuhles am Fenster und bat sie niederzusetzen.

„Meine Frau muß gleich kommen, sie ist mit der Magd zum Schlächter gegangen“, entschuldigte er.

Der jungen Frau war das gerade recht so. Ein wenig hastig, mit glänzenden Augen berichtete sie. Ihm entfiel die Pfeife vor Schreck. Der alte Kassenbeamte besaß einen Heidenrespekt vor dem Gelde, das ihm bei der gräßlichen Verwaltung, die er beinahe 40 Jahre unter sich gehabt, mühevoll genug verschafft hatte.

„Kind, aber Kind, das ist ja nicht möglich, da hat sich wohl jemand einen Spaß mit Ihnen gemacht.“

Er setzte die Brille auf, nachdem er sie unständig gepuzt hatte und prüfte die Gewinnliste und den Brief des Bankiers, das Papier weit von sich ab haltend. Dabei wurde er ganz blaß und seine Stimme klang tonlos, als er murmelte:

„Nein so etwas! Es ist wahr — scheint wahr, Döchterchen.“

Rose nickte vor sich hin. Sie saßen beide ein Weilchen stumm, wie von einem unerhörten Schreck erfüllt. Dann erzählte Frau Rose in ihrer ruhigen Weise alles, was Richter gesagt und verlangt hatte, zeigte auch die Schenkungsurkunde, die er ihr zum Ausfüllen überlassen.

Der Rentmeister wiegte den Kopf.

„Ja“, sagte er, „das ist wohl so. Ich hatte es auch einmal zuerst in der Zeitung gelesen, daß eine Nummer des Herrn Grafen gezogen worden war, da schickte er mir einen Korb Wein — wir haben lange davon gehabt, die Nelde und ich, und das war damals nur ein kleiner Gewinn. Aber hier“ — er schüttelte wieder den Kopf und begann die Prüfung von neuem, bis er sich endlich von der Thatfache überführen ließ.

Da begann er denn Pläne zu schmieden.

„Staatspapiere kaufen und sie bei der Reichsbank depotiren — das ist das einzig Richtige“, sagte er schließlich.

Sie hatten Zeit sich auszusprechen, denn Frau Nelde blieb lange aus.

„Döchterchen“, der Greis klopfte sie liebevoll auf die Schulter, „wenn Sie schweigen können, so schweigen Sie, bis das Geld gezahlt ist. Lange wirds nicht dauern, der Richter hat Sie damit falsch berichtet — die Gewinne werden gleich ausgezahlt, d. h. sobald die Biehung vorüber ist. — Ich will meiner Nelde auch noch nichts sagen, sie ist ein gutes Weibchen, eine treffliche Hausfrau, aber schweigen kann sie nicht.“

Frau Rose lächelte, so vollkommenes Vertrauen sie auch in des alten Beamten Verschwiegenheit setzte — Frau Ehrentraut war allerdings nicht imstande, ein Geheimniß zu hüten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Strohsack.

Humoreske von Wilhelm Herbert.

Es giebt Leute, die den Schein und das Gerede nicht von sich los bringen, daß sie heimlich bedeutende Gelder besäßen — selbst wenn sie keinen rothen Deut haben. Besonders alte, alleinlebende Menschen, die ein zurückgezogenes, mäßiges Haushalten führen, verfolgt der argwöhnische, habgierig-neidische Klatsch der Verwandten und Bekannten fort und fort mit der zähen Nachrede, daß sie irgendwo verscharrt oder vergraben, verräumt oder vernäht einen Thalerstrumpf oder einen Dukatentiegel oder ein vergilbtes, verschimmeltes Päckchen Tausender vor aller Welt verborgen hielten.

Besonders der Strohsack war von jeher ein Hausgeräth, dem man mit Vorliebe zutraute, heimliche Schätze in seinem unscheinbaren Innern verborgen zu halten.

Auch der alte Holzapfel-Lenz besaß einen solchen Strohsack.

Alle seine Vasen und Ruhmen — und deren hatte er im Dorfe nicht wenige — waren davon im Innersten überzeugt, daß das kleine, dünne verhuzelte Männchen mit den schlaun, wasserhellen Augen und dem verschmitzten Lächeln um die Mundwinkel nur deshalb mit einer so gleichmäßigen, spöttisch überlegenen Ruhe auf das Welt- und Dorfgetriebe rings um ihn herabblühte, weil er seine „Vasen im Schrein“ hätte. Das in manch traulichem Kaffeetratsch ausgeformene Geheimniß von dem „Schatz“ des alten Lenz redete sich allmählich so herum und wurde nach und nach derart zur Dorfüberzeugung, daß man sich — wenn der Alte hin und wieder feufzend meinte: „'s Geld, wenn i hätt', hätt ich noch einmal auf ein paar Tag' in d' Residenz 'neinfahren, wo i in meiner Jugend so a lustige Zeit verlebt hab'!“ — daß man sich dann hinter seinem Rücken anstieß, einander zunickte und murmelte: „Tropf, alter, hast es ja, brauchst nur Deinen Strohsack aufzuschneiden!“

Aber Lenz merkte von diesen Gerüchten, die über ihn umgingen, nichts oder that wenigstens so.

Die Sache konnte indessen nicht immer so bleiben.

Am einem stillen Sonntag Nachmittag, als die Männer alle zur Kirchweih nach Oberbach hinübergewandert waren, kam es zu einer Wendung der Dinge.

Die Bürgermeisterin, eine von den nächstverwandten Vasen des alten Kauzes, hatte sich ein paar Freundinnen eingeladen, welche sich gleichfalls rühmen konnten, zur Sippe der Holzapfel-Lenz zu gehören. Der Kaffee war ausgezeichnet, die Redeln so, wie man sie von der ersten Frau im Dorfe erwarten konnte, und an Gesprächsstoff fehlte es nicht. Denn ob Großstadt, ob Dorf, für findige und mittheilsame Seelen giebt es immer und überall Neuigkeiten genug, um damit einen stillen Sonntag Nachmittag angeregt zu verplaudern.

Endlich aber, nachdem man diese und jene durchgeheckelt, kam man auf das Lieblingssthem von allen dreien — den mehrerwähnten geheimnißvollen Strohsack des alten Betters. Jede wußte irgend eine neue Bestätigung dafür beizutragen, daß dem genau so sei, wie man schon lange gemunkelt habe, und man redete sich stets in eine größere Hitze hinein, je tiefer die Flamme im Kaffeetopf fiel und je breiter sich die Abend Schatten über den Krautgraben draußen legten.

„Da muß amal was g'schehen!“ sagte die Bürgermeisterin resolut und diktatorisch, wie es der Obrigkeit zuzam.

Die beiden anderen nickten überzeugt und lebhaft.

„Man is 's ja dem alten Bruder selber schuldig“, meinte die Schweizerbäuerin, „wenn ihm amal das ganze Geld wegkäm' — er sperrt sein Häusel nie ab —“

Ein unsicherer Blick flog von der einen zur anderen und die Selchenhoferin gab dem in allen dreien jäh aufgestiegenen Plan als erste Worte, indem sie halblaut wisperte: „Sicher is er auch zur Kirchweih — der Streuner der alte! Man muß sich einmal überzeugen, was d'ran is!“

Nun ging ein Zuscheln, Birscheln, Vorschlagen, Bedenken, Zureden und gegenseitiges Sichanfeuern los, bis zuletzt etwa eine Viertelstunde später eine nach der anderen von den dreien vorsichtig die Stube verließ und anscheinend einen gemüthlichen Sonntagsnachmittagsspaziergang in Feld und Wald hinaus unternahm.

Thatsächlich aber trafen sie sich, nachdem sie behutsam gegen alle Seiten Umschau gehalten hatten, bald darauf vor dem abgelegenen Holzapfelhäusel. Die Bürgermeisterin blickte auf — es war, wie immer, unverschlossen — und sie schlüpfen hinein. In der Stube drinnen tickte die alte Wanduhr trübselig und die Kasse schnurrte im Schlaf, weil sie von einer fetten Feldmaus träumte. Sonst wars still. Und so blieb es auch im großen und ganzen. Nur hier und da klappete eine Scheere, das spröde Sackzeug raschelte, das Stroh knisterte und eine leichte Staubwolke stieg auf. Die drei Weiber hockten über ihr Werk gebeugt, erregt, mit rothen Köpfen — und wühlten — und wühlten — und wühlten.

Einmal erschien außen am Fenster unbemerkt und rasch ein Gesicht und guckte durch den Spalt des vorgehobenen Knallrothen Vorhanges. Wer das Mienenspiel des Lauschers beobachtet hätte, würde ein boshaftes, püffiges Lächeln bemerkt haben. Aber dann war es schon wieder verschwunden.

Schließlich gab es drinnen ein zorniges, enttäuschtes Brummen und Zetern, ein heftiges, mit schlechtem Gewissen vollbrachtes Aufräumen und Wiederzusammenflicken, ein Verwischen der Spuren und ein entmuthigtes, verschämtes Wegschleichen vom Häusel.

Der alte Lenz hatte lange nicht mehr so gut geschlafen wie diese Nacht. War die fidele Kirchweihunterhaltung daran schuld gewesen oder das frische Aufrütteln des Strohs oder hatte ihm ein lustiges Vorhaben das Herz so leicht gemacht — wer weiß.

Am anderen Tage schnitt er jedenfalls ein sehr betrübtetes Gesicht, als er zum Bürgermeister kam, und den um eine vertrauliche Unterredung bat.

Der Dorfälteste kam nachher ganz bestürzt in die Küche. Eine schöne Geschichte — erzählte er seiner Eheliebsten und Beratherin unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit — da sei eben der Lenz dagewesen, ganz desperat und auseinander, gestern wär' ihm all' sein Erspartes aus dem Strohsack gestohlen worden — dreihundert Mark — und nun wüß' er nicht, was thun. Wahr sei's ja gewiß; denn daß der Lenz Geld im Strohsack gehabt habe, wisse ja jedermann — und eine gräßliche Blamage

wär's auch, wenn man das Gericht ins Dorf bekäme, wo seit Jahr und Tag nichts vorgekommen. — — —

Die Bürgermeisterin, übers Herdfeuer gebeugt, war einmal weiß und einmal roth geworden. Jedenfalls, meinte sie dann etwas gedrükt, dürfe man gleich nichts thun, sondern müsse sich alles wohl überlegen und inzwischen das strengste Geheimniß darüber bewahren.

Ueberlegen — das paßte dem Bürgermeister immer, der kein Mann der raschen That war. So ging er einstweilen seinem Tagewerk nach.

Seine Frau aber lief mit braunrothem Kopf hinaus und lief durch die Stallbirne sofort die Schweizerbäuerin und die Selchenhoferin zu einer außerordentlichen Sitzung ins Hinterstübl zusammenzutrommeln.

Was dort geschah, hat nie jemand erfahren; sonst hätte er von ohnmächtigen Thränen der Wuth und unheimlichen Vermuthungen über den alten Lenz erzählen können, der der abgefeimteste Voder war, den es gab.

Aber was half schließlich alles?

Wollte man nicht als Diebin gelten — er hatte ja offenbar gefaucht — so mußte man handeln. Denn ihn zu widerlegen, durfte man nicht wagen, da man ja selbst die Legende von seinem angeblichen „Schah“ immer am überzeugtesten mitverbreitet hatte.

Also hieß es eben, alle heimlichen Spargroschen, Milchkreuzer und Blutpfennige zusammentragen, mit denen sich die Frau Bürgermeisterin höchstselbst am Abend, als sie den Lenz zum Wirth hatte gehen sehen, in sein Häußl schlich.

Das war ein bitterer Gang und eine bittere Näherei, als sie den Strohsack schlich, in den sie das Geld gesteckt hatte, wieder schloß. Die Thränen liefen ihr über die Backen und nur der Gedanke, daß ihre beiden mitgebrandschakten Freundinnen jetzt zu Hause im stillen Kämmerlein nicht minder heulten, tröstete sie etwas.

Der Herr Bürgermeister dagegen lachte fidel, als er ihr am nächsten Morgen mittheilte, der Lenz sei wieder dagewesen, er hätte sein Geld wiedergefunden, es wäre nur im Strohsack verschoben gewesen.

Man sah dem Dorfoberhaupte an, wie leicht ihm war, weil die Sache so gut ausgegangen.

Seiner Frau hätte er, wenn er eine Ahnung von dem Geschehenen gehabt hätte, etwas anderes ansehen müssen.

Ein paar Wochen später aber unternahm Lenz die längst geplante Reise in die Hauptstadt.

„Schau, schau“, sagten die Leute, „also war das mit dem Schah doch richtig!“

„Recht hat er“, sagte der Bürgermeister zu seiner Frau, „besser, er verjubelt das Geld, statt daß es ihm schließlich doch noch gestohlen wird!“

Sie und ihre Freundinnen sagten nichts. Aber als jede von ihnen eine schöne Ansichtskarte mit freundlichen Grüßen von Lenz geschickt bekam, hüpfen sie alle drei gleichzeitig vor Wuth deckenhoch und zerschneipfelten das arme, unschuldige Papier in tausend Fetzen.

(Nachdruck verboten.)

Der Forstmeister.

Eine Geschichte vom Walchensee von Friedrich Dolsch (†)

(Fortsetzung.)

„Bergiß nur net, was zum Schnabulier'n mit heimz'bringen, denn ich darf mich ninderst blick'n lassen, auf der Straß' net und im Wirthshaus schon gleich gar net. Also — verschwind'

jetzt, damit net im letzten Augenblick noch wer daherkommt und uns beisamm' sieht.“

Er nickte dem Gefährten kurz zu, wandte sich und schritt wieder auf die Straße zurück. Sepp dagegen tauchte ins Gebüsch ein und eilte in entgegengesetzter Richtung davon, dem Kesselberge zu.

Im Dorfe aber, und besonders in und vor dem Postwirthshause hatte inzwischen der Lärm und die Lustbarkeit seinen Höhepunkt erreicht. Das ging so fort, bis der Mond über die Berge heraufblickte, als wollte er verwundert fragen, was der ungewohnte Lärm zu so später Stunde bedeute. Allgemach aber begann sich jetzt die Gästeschaar doch etwas zu lichten. Einzelne Liebespaare schlichen sich vom Tanzplaz fort und machten sich auf den Heimweg; auch mancher Becher, der dem Krüge schon zu viel zugesprochen haben mochte, wankte unsicheren Schrittes die Dorfstraße hinab dem Walde zu, um auf weichem Mooslager das schwere Haupt zur nächtlichen Ruhe zu betten. Nur die Unerfättlichen, die sich durchaus vom Krüge und dem Tanzboden nicht zu trennen vermochten, blieben, bis das letzte Faß geleert und der letzte Trompetenton verklungen war, und das bleiche Frühroth unerbittlich zum Ausbruch mahnte.

Selbst der Forstmeister, obwohl seine Tänzerin sich schon längst mit einigen Freundinnen auf den Heimweg gemacht, traf lange nach Mitternacht erst Anstalten, um ebenfalls nach Hause zurückzukehren. Ganz allein schritt er, da es ihm durchaus nicht um Gesellschaft zu thun war, den Kesselberg hinan. Die Höhen des Herzogstand und Heimgarten waren überflutet von silberweißem Mondlicht, Berge und See schiefen und lagen hell wie am Tage. Ringsumher tiefes Schweigen; nur vom Dorfe herauf schlügen zuweilen lärmende Laute an das Ohr des nächtlichen Wanderers. Bald aber lag alles hinter ihm in der Tiefe, und rasch ausschreitend, nur manchmal die nächste Umgebung mit spähenden Blicken musternd, verfolgte der Forstmeister den steil aufwärts führenden, ziemlich beschwerlichen Weg.

Nun hatte er die höchste Höhe erreicht. Die Straße senkte sich wieder, und schon sah er Urfeld und den im Mondlicht schimmernden See vor sich liegen.

Plötzlich hielt er den Schritt an und blieb einen Augenblick, angestrengt lauschend und einen dunklen Streifen Buschwerk zur linken Seite der Straße mit scharfen Blicken musternd, unbeweglich stehen. Schon griff er hastig nach der Büchse und war eben im Begriff, sie von der Schulter zu reißen, als ein Blitz aus dem Gebüsch zuckte und der Donner eines Schusses die Nacht aus ihrem Schlummer emporschreckte. Der Angefallene fühlte ein heftiges Brennen am linken Oberschenkel, riß aber, dasselbe nicht beachtend, die Büchse an die Wange und wollte sie eben aufs Geradewohl ins Gebüsch abfeuern, als ein zweiter Schuß ihn zu Boden streckte. Ein Rauchwölkchen stieg aus dem Gebüsch auf, und eine dunkle Gestalt, die vorsichtig die Zweige auseinanderbog, wurde sichtbar. Schon wollte der Mörder aus seinem Versteck hervorbrechen, als plötzlich auf der Straße eilige Schritte laut wurden, und ganz in der Nähe zwei Schüsse rasch hintereinander krachten. Ein Schmerzensschrei und wilde Ausrufe tönten durch die Nacht, die Büsche rauschten und bewegten sich einige Augenblicke heftig, dann trat wieder Ruhe ein. Aber nicht lange blieb es still; wenige Minuten später rauschten die Zweige aufs neue, ein Mann eilte aus dem Dickicht, sprang über den Straßengraben und beugte sich über den regungslos auf der Straße Liegenden.

„Herrgott im Himmel, is er todt?“ stammelte der Ankömmling, während er den regungslosen Körper untersuchte. Das Mondlicht fiel hell auf sein bleiches Gesicht — es war der Hornegger Franzl.

„Er lebt, was fang' ich aber jetzt mit ihm an?“ stieß der Jäger, als er sich gleich darauf wieder emporrichtete, aufgeregt hervor. „Sch allein kann den schweren Mann so weit net tragen, aber Urfeld is ja, Gott sei Dank, ganz in der Näh', und im Wirthshaus sind's vielleicht auch noch auf oder doch wenigstens leicht herauszuklopfen.“

Er warf den Riemen der Büchse über die Schulter und rannte, so rasch ihn seine Füße trugen, Urfeld und dem nicht sehr weit entfernten Gasthause zu.

Hier nun fand der Jäger freilich schon alle Fenster erleuchtet und das ganze Haus auf den Beinen, denn die Einwohner waren durch die rasch hintereinander fallenden Schüsse aus dem Schlafe aufgeschreckt und aus den Betten gelockt worden. Fast athemlos vor Eile und Erregung erzählte Franzl das Vorgefallene und rief mit seiner Geschichte einen förmlichen Aufruhr unter den Bewohnern und Gästen des Hauses hervor.

„Herrgott, is's denn nur g'rad menschenmöglich,“ rief der Wirth, während er die Knechte, die Lichter und große Tücher hervorsuchten, zur Eile antrieb, „daß's ein' so schlechten Kerl auf der Welt geb'n kann! Der arme, gute Herr Forstmeister! Macht's, tummelt's enk (euch), damit er sich net am End' gar noch verblut't! Ich will hinauf auf Nummer siebzehn und den Herrn Doktor Heim herausstommeln, wenn er net vielleicht so schon in der Höh' is. Es is doch ein wahres Glück, daß der Herr aus der Münchnerstadt g'rad' bei mir sein Somperloschi (Kogis) g'nommen hat, und daß das Unglück so nah' bei mein'm Haus' passiert is.“

Einige Minuten später lag der Verwundete auch schon im Wirthshause zu Urfeld auf einem schnell hergerichteten Lager, und der Arzt machte sich sofort ans Werk, die glücklicherweise nicht bedeutenden Schußwunden auszuwaschen und zu verbinden. Der Forstmeister hatte das Bewußtsein bereits wieder erlangt, denn die Kugel hatte seine Schläfe nur leicht gestreift und ihm die Bestimmung nur für wenige Augenblicke geraubt. Die Schußwunde am linken Oberschenkel war dagegen etwas ernsterer Natur, doch gab der Arzt Hoffnung, daß sie in einigen Wochen wieder vollständig geheilt sein könne. „Für kurze Zeit aber,“ schloß der Arzt seine Ausführung, „bedarf der Verwundete dringend der Ruhe. Morgen oder übermorgen aber kann er nach Hause transportirt und der Pflege seiner Angehörigen überlassen werden.“

Bald darauf schloß der Verwundete die Augen und der Arzt kehrte wieder in sein Zimmer zurück. Auch die übrigen Hausbewohner suchten noch einmal ihr Lager auf; die Lichter verlöschten, und Stille und Ruhe herrschten aufs Neue in dem weitläufigen Gebäude.

Der Hornegger Franzl aber machte sich, als er sah, daß seine Dienste nicht mehr gebraucht wurden, eilends auf den Heimweg. Untermwegs ging er mit sich zu Rathe, ob er noch in der Nacht im Forstthause Alarm schlagen oder mit der Ueberbringung der Trauerbotschaft bis zum Morgen, der ja so schon aufzudämmern begann, warten solle. Er entschloß sich zu letzterem und nahm sich zugleich vor, vorher noch bei der im Orte befindlichen Gendarmeriestation vorzusprechen und dort Anzeige über das Vorgefallene zu machen.

Diesen Entschluß brachte er auch sogleich zur Ausführung. Mit raschen Schritten verfolgte er seinen Weg, und eine Viertelstunde später befand er sich auch schon dem Stationskommandanten, den er aber erst hatte herausklopfen müssen, gegenüber. Während der Kommandant sich anleidete, erzählte der Jäger ausführlich, was sich in der Nacht zugetragen und welche Bekanntschaft er am vorhergehenden Tage gemacht.

„Es sollt' mich net wundern,“ schloß Franzl seine Erzählung, „wenn's am End' gar der wildfremde Mensch, der Hausler, g'wesen wär', der den Mordanfall auf den Herrn Forstmeister g'macht hat! Was er für ein' Grund dazu g'habt haben könnt', kann ich mir freilich net recht denken! Vielleicht is er unterwegs mit ihm z'samm'troffen, hat ihn ang'red't wegen einer Stell' und is vom Herrn Forstmeister kurz abg'wiesen word'n. Wenn er ihn aber net aus Rach' niederg'schossen hat, könnt' er's am End' ja auch gethan hab'n, um ihn ausz'raub'n.“

„Wohl möglich“, nickte der Kommandant. „Sedenfalls aber müssen wir jetzt auf der Stell' hinüber ins Forstthaus und vor allem z'erst einmal dort die Meldung mach'n. No, da wird die Tant' vom Herrn Forstmeister, das gnädige Fräul'n, weiter keine Lamentation aufschlag'n, wenn wir mit einer solchen Nachricht daherkommen. Nachher müssen wir aber gleich mit'm Herrn Forstassistenten Gruber und mit'm andern G'hilfen, 'm Rottmüller, eine Streif' verabred'n. Wie sind ja zu Fünft, da wär's doch net ganz unmöglich, daß wir den Kerl am End' net doch wo aufgeh'n könnten.“

„Das mein' ich auch,“ erwiderte Franzl hastig. „Vielleicht kann er net recht gut fort. Es is freilich ein schlechtes Schieß'n g'wesen, aber sein kumt's z'lezt ja doch, daß ich ihn ang'schoss'n hätt'.“

„Wir mach'n uns nachher gleich auf'n Weg und such'n das Plätzl einmal genau ab. Vielleicht finden wir 'was, ein paar Tröpfel Schweiß (Blut) oder sonst 'was, was a bisl ein' Anhaltspunkt giebt.“

Inzwischen hatte der Kommandant seine Toilette beendet und die beiden Männer verließen nun das Haus und schritten rasch die Dorfstraße hinab, dem nicht sehr weit entfernten Forstthause zu.

Einige Stunden später, die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, hielt ein leichtes Schweizerwägeli vor der Thür des stattlichen, mit einem mächtigen Hirschgeweih geschmückten Forsthauses. Ein bleicher, in Decken gehüllter Mann wurde vorsichtig von zwei stämmigen Burschen, die, als die Pferde hielten, rasch auf den Boden niedergesprungen waren, vom Wagen herabgehoben und ins Haus getragen. Schon wollten die Träger mit ihrer Last auf die Wohnstubenthür zu, als dieselbe aufgerissen wurde und eine ältliche Dame mit fliegenden Haubenbändern ihnen den Weg vertrat.

„Nicht da — hier herein,“ rief sie den Burschen zu, die Thür eines Nebenzimmers aufstoßend und ihnen voranschreitend. „Das ist das Schlafzimmer des Herrn Forstmeisters! Es ist schon alles bereit. Legt ihn nur hier aufs Bett. So, und nun geht in die Küche und laßt Euch von der Köchin Bier und etwas zu essen geben. Jetzt geht nur, Leute! Und da habt Ihr etwas für Eure Mühe.“

Schmunzelnd steckten die Burschen das Geldgeschenk in die Tasche, machten ein paar linksche Krachfüße und verließen dann das Gemach.

„O Du mein Jesus,“ rief die alte Dame, als die Träger sich entfernt hatten, und warf sich mit gerungenen Händen auf einen Stuhl nieder. „Was ist denn nur um Himmelswillen vorgegangen, Bernhard? Ist's denn wahr, was mir der Hornegger erzählt hat! Du hast einen Zusammenstoß mit einem Raubschützen gehabt und bist schwer verwundet worden? Rede, wenn Du kannst, mich tödtet die Angst.“

„Beruhige Dich nur, Tante“, sagte Herr von Rüdheim mit schwachem Lächeln. „Es ist, gottlob, nicht so schlimm —“

„Aber der Bund um Deinen Kopf?“

„Nur ein Streifschuß, Tante, der gar nichts zu bedeuten hat. Nur eine kleine Schramme, die bald wieder geheilt sein wird. Die Wunde am Beine wird freilich etwas längere Zeit

in Anspruch nehmen. 's ist ein tüchtiger Fleischriß, aber durchaus nicht gefährlich, wie der Arzt gesagt hat. Ein paar Wochen werde ich wohl das Bett hüten müssen, dann aber ist's wieder vorbei."

"Nun, Gott sei gelobt und gepriesen," sagte die alte Dame, tief aufathmend und die Hände dabei faltend, "weil's nur keinen schlimmeren Ausgang genommen hat. Aber der elende Bösewicht, der Dich angefallen hat? Hast Du gar keinen Verdacht —"

"Davon später, liebe Tante," unterbrach der Forstmeister die Redselige. "Aber sieh doch 'mal, bitte, nach, ob der Herr Gruber und die beiden Jagdgehilfen noch nicht zurückgekommen sind. Sie sind mir unterwegs begegnet, auch der Stationskommandant war bei ihnen. Sie wollten Nachsuche halten an der Mordstelle; ich glaube nur nicht, daß sie Erfolg gehabt haben werden."

"Da kommen sie gerade," rief die alte Dame, empor schnellend und ans Fenster eilend. "Wirklich, sie sind's, und der Stationskommandant ist auch dabei. Soll ich sie hereinrufen, Bernhard?"

"Ja, aber nur Herrn Gruber und den Kommandanten, liebe Tante. Ich habe mit ihnen zu reden, und dann möchte ich doch auch hören, was sie ausgerichtet haben."

Die Dame eilte hinaus, und gleich darauf traten die Ankömmlinge in das Schlafzimmer des Hausherrn.

"Nun, meine Herren," rief der Forstmeister den Eintretenden entgegen. "Haben Sie irgend eine Entdeckung gemacht? Da stehen Stühle. Bitte, nehmen Sie Platz. Die Nachsuche scheint doch nicht ganz erfolglos gewesen zu sein, denn Sie, lieber Gruber, sehen ja ganz überrascht und bestürzt aus."

Der Forstassistent, ein noch junger, hübscher Mann, strich sich verwirrt den vollen blonden Bart.

"Es sind auch ganz seltsame Dinge passiert, Herr Forstmeister," sagte er dann. "Die Nachsuche selbst ist freilich ziemlich erfolglos verlaufen. Wir fanden an der Mordstelle weiter nichts als abgebrochene Zweige und auf einer freien, steinigten Stelle einige Tropfen Schweiß (Blut). Der Hornegger scheint den Thäter also doch angeschossen und mehr oder minder verletzt zu haben. Weiter aber fanden wir absolut nichts, obwohl wir die ganze Umgebung längere Zeit aufs Genaueste absuchten. Bismlich ununterrichteter Dinge mußten wir uns daher wieder auf den Heimweg machen. Schon hatten wir Walchensee fast erreicht, ohne daß uns unterwegs jemand begegnet wäre. Da trat uns plötzlich, als wir die ersten Häuser des Ortes schon dicht vor uns hatten, ein junges Mädchen entgegen und warf sich vor Hornegger, der bei ihrem Anblicke finster die Stirne faltete, auf die Knie nieder."

"Franzl," rief sie in wilder Aufregung, "ums Blut Jesu Christi willen, was hast 'han! Der Herr Forstmeister — g'rad' hab' ich's erfahr'n! Verflucht und vermaledeit sei Deine Eifersucht! Du bist's g'wesen, Du hast ihn niederg'schoff'n!"

Wir sind natürlich alle ganz starr dagestanden vor Erstaunen und Bestürzung, der Hornegger aber hat die Dirne in die Höhe gerissen und sie wild von sich gestoßen. "Mir aus die Aug'n, oder ich vergreif' mich an Dir," hat er geschrien und ist an ihr vorbei wie der Sturmwind. Die Dirne hat sich ebenfalls, die Hände vors Gesicht geschlagen, und laut aufweinend, wieder davongemacht, wir aber sin dem Hornegger nach, da wir ihn nach dieser verblüffenden Anschuldigung nicht aus den Augen lassen wollten, und — da sind wir."

Ueberrascht und betroffen hatte der Verwundete zugehört. "Der Franz Hornegger ein Meuchelmörder?" stieß er dann, nachdem er sich von seinem Erstaunen wieder einigermaßen erholt, ungläubig hervor. "Unmöglich! Ich kann und will das nicht glauben. Aber wie kommt um Himmelswillen das Mädchen

denn zu einer so schrecklichen Anschuldigung? Hat er vielleicht ihr gegenüber Drohungen gegen mich ausgestoßen? Ich habe mit dem Mädchen gestern in Kochel einige Male getanzt, das scheint seine Eifersucht erregt zu haben. Auch sonst habe ich mich schon zuweilen mit ihr unterhalten, wenn ich an dem Häuschen ihrer Mutter vorüberkam oder ihr zufällig auf der Straße begegnete. Aber begründete Ursache zur Eifersucht habe ich ihm nicht gegeben, denn niemals sprach ich zu dem Mädchen ein Wort von Liebe, und Geschenke, ausgenommen vielleicht hie und da eine Blume, hat sie von mir ebenfalls nicht erhalten. Zudem bin ich seit langem verlobt und da würde es sich schlecht für mich schicken, ein Liebesverhältniß mit einem, wenn auch hübschen Bauernmädchen zu unterhalten. Nein, nein, der Franz Hornegger ist ein wackerer Bursche, und wenn er auch vielleicht eifersüchtig auf mich sein mag, eine so schändliche That kann ich ihm unmöglich zutrauen. Eher noch glaube ich, daß es jener fremde Jäger, der, wie Ihr mir vorhin erzählt habt, auf eine so zudringliche Weise die Bekanntschaft des Hornegger gesucht hat, gewesen ist."

"Möglich," nahm jetzt der Kommandant mit mißtrauischem Kopfschütteln das Wort. "Möglich, sage ich, aber nicht gerade sehr wahrscheinlich. Vielleicht existirt dieser Häuser gar nicht? Der Hornegger könnte ja am Ende die ganze Geschichte von dem fremden wacirenden Jäger auch nur erfunden haben, um den Verdacht von sich ab auf diesen wildfremden Menschen zu lenken. Ich werde übrigens heute noch nach Kochel hinüberschau'n und Nachforschungen anstellen, ob denn jemand diesen fremden Jäger, mit dem doch der Franzl auch eine Zeitlang im Postwirthshause gezecht haben will, dort gesehen hat. Ist dies nicht der Fall oder kann sich niemand erinnern, eine solche Figur dort gesehen zu haben, dann steht die Angelegenheit für den Franzl gerade nicht am besten, und ich werde dem Herrn Untersuchungsrichter von den Verdachtsgründen, die gegen den Franz Hornegger vorliegen, Mittheilung machen müssen."

"Wenn es sein muß," erwiderte jetzt hastig Gruber, "wird ohne Zweifel niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Aber gar zu vor schnell wollen wir in dieser Sache doch nicht sein. Da blizt soeben ein Gedanke in mir auf, der vielleicht dem Verdachte eine ganz andere Richtung giebt. Ich habe gestern Abend im Postwirthshause hier in Walchensee einen Burschen gesehen, der die That leicht entweder selbst verübt hat, oder mit dem Thäter wenigstens im Einverständniß sein könnte."

"Ah, Sie meinen den Berger Sepp, Herr Assistent?" rief der Kommandant.

"Ben?" fuhr der Forstmeister in die Höhe. "Der Berger Sepp? Ist der gestern hier wieder aufgetaucht? Seine Strafzeit war schon vor einigen Tagen zu Ende. Hätte aber nicht gedacht, daß sich der Galunke in seiner Heimath noch einmal würde blicken lassen."

"Warum nicht?" erwiderte der Kommandant. "Der Kerl ist frech wie eine Wanz'n und fragen thut der nach Gott und der Welt nichts. Zuzutrau'n wäre ihm eine solche That freilich gar wohl, und Grund hätte er auch gehabt, sich an dem Herrn Forstmeister zu rächen, aber die That kann er selbst doch unmöglich begangen haben, denn ich selbst habe ihn den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen, und er blieb im Postwirthshause bis tief in die Nacht hinein bei einigen Holznechten, mit denen er trank und spielte, sitzen."

"Wenn auch," meinte Gruber, "ein scharfes Auge sollte man auf den Burschen doch ferner noch haben. Wär's denn nicht vielleicht möglich, daß der fremde Jäger, den der Hornegger getroffen, ebenfalls ein entlassener Sträfling ist, und daß der Berger Sepp, der seine Bekanntschaft vielleicht im Buchtthause gemacht, ihn zu dieser Mordthat angestiftet hat?"

„Bei Gott, Gruber,“ fuhr hastig der Forstmeister auf, „so könnte es sein! Sie könnten, auf Ehre, wahrhaftig recht haben! Vielleicht hat ihm der Hornegger doch einen tüchtigen Denktettel gegeben, und der verwundete Verbrecher hält sich jetzt am Ende gar in dem Häuschen des Berger Sepp versteckt.“

„Ein ausgezeichnete Einfall,“ rief der Kommandant erfreut, aber doch mit einer kleinen Beimischung von Verlegenheit und Aerger, während er hastig von seinem Stuhle aufsprang. „Da wollen wir denn auch keine Zeit verlieren und den Käfig zusperren, ehe der Vogel ausgeflogen ist. Wir wollen uns aufmachen und die Baracke von oben bis unten aufs genaueste durchsuchen. Der Kerl darf es nicht wagen, Widerspruch dagegen zu erheben. Giegen doch Verdachtsgründe genug gegen ihn vor, und überdies steht er ja auch unter polizeilicher Aufsicht.“

„Gut,“ sagte der Forstmeister, „so machen Sie sich denn allsogleich an das Geschäft. Natürlich nehmen Sie, lieber Gruber, auch die beiden Jagdgehilfen mit, denn wenn der Verbrecher wirklich dort versteckt sein sollte, dürfte es, da die beiden Schurken sich gutwillig jedenfalls nicht gefangen geben werden, ohne Kampf und vielleicht auch ohne Blutvergießen kaum abgehen.“

Gruber nickte und verließ dann, vom Kommandanten gefolgt, rasch das Gemach. Wenige Minuten später schritt der kleine bewaffnete Trupp die Dorfstraße hinab, dem halbverfallenen Häuschen des Berger Sepp, das außerhalb des Dorfes mitten auf einer sich gegen die Berge hinziehenden Wiese stand, zu.

Bald standen sie vor dem unheimlich und verwahrlost aussehenden Gebäude. Da die Hausthüre, wie es schien, fest verschlossen und verriegelt war, sie widerstand nämlich allen Versuchen, sie zu öffnen, hartnäckig, stieß der Kommandant mit dem Gewehrkolben heftig gegen die Thüre und beehrte mit lauter Stimme Einlaß. Zwei- bis dreimal wiederholte er die Aufforderung, zu öffnen, allein nicht das geringste Geräusch ließ sich im Hause vernehmen. Inzwischen war Franzl nach der Rückseite des Hauses gegangen, in der Absicht, eins der schlecht verschlossenen Fenster einzudrücken, um auf diese Weise einen Eingang in das, wie es schien, verlassene Gebäude zu gewinnen. Plötzlich hörten die Zurückbleibenden ein lautes Geschrei hinter dem Hause und gleich darauf zwei rasch hintereinander fallende Schüsse. Wie der Sturmwind fuhren sie um das Gebäude, und der erste Gegenstand, auf den ihre Blicke fielen, war der Berger Sepp, der, die rauchende Büchse noch in der Faust und den Verfolger dicht auf den Fersen, mit gewaltigen Sägen über die Wiesen gegen die Berge hin floh. Wohl strengte er seine Kräfte aufs Aeußerste an, allein Franzl war schnellfüßiger als er, und nach wenigen Minuten schon hatte er den Flüchtling eingeholt und mit eisernem Griff gefaßt. Knirschend vor Wuth holte der Berger Sepp mit der Waffe zum Schlage aus, aber im Nu hatte sie ihm Franzl aus der Hand gewunden, und als er nach seinem Messer greifen wollte, wurde er von seinen Verfolgern, die inzwischen alle herangekommen waren, gepackt, zu Boden geworfen und gebunden. Wie ein wildes Thier biß er um sich, aber sein verzweifelter Widerstand war umsonst, er war und blieb in den Händen seiner Feinde.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Charade.

Ich heb' das Erste sicherlich
Nicht mehr zum Zweiten gegen Dich,
So sprach der Fritz zum Franze.
Wir wollen gute Freunde sein,
Nun laß uns dieses Bündniß weih'n
Sekt durch das kräftige Ganze.

Bilderräthsel.



Arithmogroph.

1 2 3 2 1 2 4 5 6 1 juristischer Titel.
2 5 5 6 altes Heldengedicht.
3 2 2 Märchengestalt.
2 4 5 2 das Letzte.
1 6 5 technisches Hilfsmittel.
2 1 4 6 weiblicher Vorname.
4 6 1 1 will Niemand heißen.
5 6 4 jüdischer Stammvater.
6 1 2 4 6 Kampfplatz.
1 6 5 2 Feldblume.

Telegraphenräthsel.

— . — . — männlicher Vorname
· — — · Gefäß
· — — — Getreideart
· — — — Werkzeug
— · — — Körpertheil

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der zu suchenden Wörter. Die auf die Punkte fallenden Buchstaben müssen aneinander gereiht etwas Zeitgemäßes bezeichnen.

Trennungsräthsel.

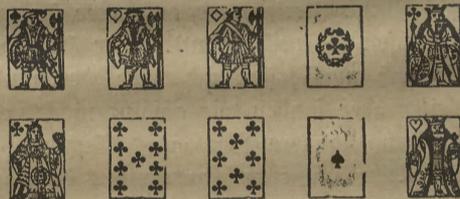
Sie glaubt ihm nicht, was er ihr schwor, —
Die Augen schimmern feuchten Glanzes.
Er aber hebt die Hand empor:
Nein, das Getrennte ist kein Ganzes.

(Jens Holmen.)

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A König; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Mittelhandspieler, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:
b, c, dB, aA, K, D, 9, 8; bA, cK.



Großspiel riskirt er nicht, da er sich berechnet, daß er im ungünstigsten Falle folgende Stiche abgeben müßte: dB, dA, aB (-15), a9, a10, d10 (-20); cK, c10, cA (-25), womit die Gegner 60 Augen erhielten. Das a-Handspiel hält er für weitaus sicherer. Die Kartenvertheilung ist jedoch derart, daß das Handspiel mit 60 Augen verloren geht. Im Skat lagen cD, 9. Die Gegentrumpfe sahen vertheilt. V hatte 10 Augen weniger in der Karte als H. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

Auflösung des Bilderräthfels.

Arbeit macht das Leben süß.

Auflösung der Schataufgabe.

(Zweizügler von Dr. Köhling; B, Kc8, Db4, Lb2, Bf3, g4, h5. —
Schw. Kc6, Lg8, Bh6, h7.)
1. Lb2—a3: beliebig; 2. dreifach Matt.

Auflösung der Gleichung.

Georgine (a Georg, b Kantine, c Kant.)

Richtige Lösungen gingen ein von: Walter und Frieda Hagedorn, Frieda und Kurt Gehorn, Elsa König, Klara und Bertha Dülberg, Gertrud und Frieda Wetzer, Paul König, Erich Neubauer, Waldemar Bormann, Wilhelm Ebeling, Wilhelm Gelzer, Lehming, Carl Pfeifferhorn, Luise und Gerta Frost Bromberg, Anna Hoffmann Schullk, D. G. u. A. F. Nakel, Georg Schaffstädt, Franze Gröger, Hans Loepffer, Elise Paasch, Magdalene Simon, Karl Weber, Max Glowczynski, Reinhard Dreher, Elisabeth Olbrich, Margarete Taube, Johanna Schroedter, Käthe und Ella Belz, Margarete Brehm, Alfred Damm, Stefania Grygowiez, Elisabeth Stieff Bromberg.